

Professor Dr. Gustav Tobler von Lutzenberg (1855-1921)

Autor(en): **Alder, Oscar**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Appenzellische Jahrbücher**

Band (Jahr): **49 (1922)**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Professor Dr. Gustav Tobler
von Lutzenberg, in Bern
1855 - 1921.

Professor Dr. Gustav Tobler

von Lutzenberg

(1855 – 1921).

Von **Oscar Alder.**

Wenn nach der Bestimmung des Begründers der Appenzellischen Jahrbücher, Johann Jakob Hohl von Grub, in diesem „Archiv appenzellischer Landesgeschichte und Landeskunde“ über *alles* Appenzellische von historischem Werte möglichst zuverlässiger Bericht erstattet werden soll, so verdient darin auf der Ehrentafel der Nekrologe hervorragender Appenzeller auch der Name eines Mannes vorgemerkt zu werden, der zwar sein Leben ausserhalb seines Heimatkantons zugebracht und seine zweite Heimat und den bedeutendsten Wirkungskreis für seine hervorragende Tätigkeit in Bern gefunden hat, der aber bis zum Tode in geistiger Verbindung mit seiner alten Heimat geblieben ist, sei es durch seine Beiträge zu unsern Jahrbüchern, sei es durch seine verwandtschaftlichen und Freundesbeziehungen, seinen regen Briefwechsel oder durch andere Verbindungen. Als der derzeitige Chefredaktor im letztjährigen Heft seinem hochverehrten väterlichen Freund und Gönner, Dr. med. J. J. Koller in Herisau, einen Nachruf widmete, ahnte er nicht, dass Freundespflicht ihn so bald wieder auf den Plan rufen werde, dem Manne eine Dankeschuld abtragen zu müssen, von dem er so viel geistige Anregung und treue Anhänglichkeit empfangen durfte: Professor Dr. Gustav Tobler, dem trefflichen Lehrer, Forscher und Känder der Schweizergeschichte, dem Gelehrten, warmfühlenden Patrioten und treuen Eidgenossen, der seinem Heimatkanton und weiteren Vaterlande Ehre gemacht hat.

Schlicht, klar und wahr, ganz seinem Wesen entsprechend, hat Gustav Tobler auf seinen 50. Geburtstag eine kurze Selbstbiographie verfasst, die aus Pietät und aufrichtiger Freundschaft dem Verstorbenen gegenüber hier wiedergegeben werden soll, spricht sie doch für seine Bescheidenheit und den geraden, offenen Sinn, diese Hauptcharakterzüge Professor

Toblers. Er schreibt: „Ich bin am 2. Januar des Jahres 1855 in Ilanz (Graubünden) geboren worden, wo mein Vater, Hans Konrad Tobler, als Lehrer an einem Privatinstitut ein kümmerliches Dasein fristete. Er stammte aus Lutzenberg, hatte seine Bildung im Fellenberg'schen Institut in Hofwil erworben und versah, was mir später manche seiner Schüler versicherten, auf eine tüchtige Weise die Schulen in Rehetobel, Wolfhalden und Teufen. Eine zahlreiche Verwandtschaft lebt noch heute in Appenzell, lauter einfache Leute, die als Weber, Handwerker und Bauern sich durch das Leben schlagen. Mögen meine Kinder nie vergessen, dass der väterliche Stamm-
baum sie zum schlichten, arbeitenden Volk zurückführt.

Mein Vater war ein herzensguter, charakterweicher, unpraktischer und unstäter Mann, der beim besten Willen es infolgedessen nie auf einen grünen Zweig brachte. Sein Leben war ein stetes Kümmeren und Sorgen, aber alle Mühen vermochten seinen fröhlichen, sonnigen Sinn nicht zu brechen. Hingegen drückte des Lebens Not meiner Mutter, einer geborenen Lutz, eine gewisse Herbe und Härte auf, die ich als der Jüngste aber nie zu spüren bekam.

Im Jahre meiner Geburt zog die Familie nach St. Gallen, und dort habe ich meine ganze Jugendzeit verlebt. Trotz der bescheidensten Verhältnisse eine schöne Zeit, die vor allem durch die Liebe der vier Geschwister vergoldet wurde. In der Musik vergass man des Lebens Sorgen, und in stummer Andacht hörte ich den Liedern zu, die meine älteren Geschwister so schön zu singen verstanden. Ich besuchte von 1861—1867 die Primarschule am Graben. Vor allem dankbar bin ich den beiden Lehrern Merk und Hoffmann, die pflichtgetreu und äusserst anregend wirkten und mich so zu leiten verstanden, dass ich gewöhnlich der Erste der Klasse war. Von 1869—1874 genoss ich den Unterricht in der Kantonsschule. Hier übten den bedeutendsten Einfluss auf mich aus Franz Misteli, der uns auf eine wahrhaft geniale Weise in die lateinische Sprache einführte; Ernst Götzinger, der, ohne systematisch zu verfahren, uns dennoch Liebe für die deutsche Sprache und Literatur beibrachte, und vor allem Johannes Dierauer, der wegen seiner Sachlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit, mit der er den Geschichtsunterricht erteilte, unsere unbegrenzte Hochachtung genoss. Sein Unterricht und sein Beispiel entschied für die Wahl meines Lebensberufes.

Im Frühling 1874 bezog ich für drei Semester die Universität Tübingen. Ich widmete mich speziell der Germanistik und Geschichte. Das letztgenannte Fach war vorzüglich vertreten durch Karl von Noorden, dessen Seminarleitung geradezu glänzend war, und Leonhard von Kugler, ein liebenswerter Mann mit feinem Vortrag. Hingegen waren die beiden Germanisten, der steife Adalbert von Keller und der lächerliche Professor Holland, durchaus veraltet und entsetzlich langweilig. Ein frisches geistiges Leben wehte dagegen in der jungen Universität Strassburg, die ich im Herbst 1875 für zwei Semester besuchte. Der Germanist Wilhelm Scherer, der Philosoph Laas, die Historiker Karl Weizsäcker, Hermann Baumgartner und Paul Scheffer-Boichorst, der Geograph Gerland übten auf mein Denken, Wissen und Fühlen einen machtvollen Einfluss aus. Jeder besass seine besonderen Vorzüge, alle aber hatten das gemein, dass sie sich für die Studenten interessierten und sie in öftern Einladungen zu sich ins Haus zogen.

Meine Studien schloss ich in Zürich ab, wo ich zwei Semester zubrachte. Meyer von Knonau und Georg von Wyss waren hier meine unvergesslichen Lehrer.

Im Frühjahr 1878 bestand ich dort das Gymnasiallehrerexamen, nicht gerade glänzend, mit der zweiten Note, im Herbst des gleichen Jahres das Doktorexamen, ebenfalls nur mit der zweiten Note.

Das Jahr 1879 brachte ich bei meinem Bruder (Alfred) in Stuttgart zu, und dort hatte ich das Glück, in persönlichem Verkehr mit Friedrich Theodor von Vischer und in seinen unvergleichlichen geistvollen Vorträgen mannigfache Anregungen zu erhalten.

Im Frühjahr 1880 wurde ich als Lehrer der Geschichte und der deutschen Sprache am neugegründeten städtischen Gymnasium in Bern angestellt. Im Jahre 1881 habilitierte ich mich an der Universität für Schweizergeschichte, und im Jahre 1896 verliess ich infolge meiner Wahl zum Professor die mir liebgewordene Stelle am Gymnasium.

Alles in allem! Ich bin ein Glückskind gewesen. Ich besass brave, schlichte Eltern, treue Liebe verband mich Zeit meines Lebens mit meinen Geschwistern, vorzügliche Lehrer leiteten meinen Weg. Von Krankheiten blieb ich bis jetzt verschont, und das Glück gestattete mir, mich demjenigen

Berufe zu widmen, der mir angepasst ist. Am besten aber meinte es das Schicksal mit mir in der Wahl meiner allezeit getreuen, liebevollen, besorgten Gattin, der vorzüglichen Mutter meiner Kinder. Mit ihrer Hand gewann ich Schwiegereltern, deren Tüchtigkeit mir vorbildlich war, deren anhaltende, selbstlose Liebe mein Lebensglück bauen half, und denen mein Herz in unerschütterlicher Treue zugetan bleibt.“

. . . . „Alles in allem: Ich bin ein Glückskind gewesen“, so sagt Gustav Tobler von sich selbst. War er das wirklich? Ja, er war ein Glückskind, dazu geboren, Sonnenschein um sich her zu verbreiten, ein Mensch, den man gern haben musste; ein fröhlicher, gesunder Optimist, dessen Weltfreude auch in den schwersten Tagen seines Lebens nie versagt hat. Ein Glückskind schon in seiner Jugend? Wohl schreibt Gustav Tobler, alt geworden, in einem seiner letzten Briefe an den treuen Bruder Alfred Tobler in Heiden: „Wir haben doch eine jammertraurige Jugendzeit gehabt.“ Aber die Erinnerung daran hat ihn nie bitter werden lassen, Dankbarkeit und treue Anhänglichkeit waren ihm Zeit seines Lebens zu eigen. Wie verehrte er seinen ehemaligen Kantonsschulprofessor, Dr. Johannes Dierauer, mit dem ihn später treue Freundschaft verband! Da schreibt z. B. Tobler an Dierauer: „Ich weiss ja, was Sie und Meyer von Knonau mir gewesen sind und was ich seit Jahren Ihren Arbeiten verdanke.“ Neidlos anerkennt Tobler die Superiorität seines Lehrers. Noch im Mai 1916, als Gustav Tobler davon gehört hatte, Dierauer habe im Historischen Verein St. Gallen den letzten Abschnitt seiner Schweizergeschichte vorgelesen, bemerkt er in einem Schreiben an den Meister: „Nun ist für mich vielleicht die Möglichkeit doch noch vorhanden, dass ich den ersehnten Band sehen und geniessen kann. Mitten in all den trostlosen Zuständen der Welt und unseres Vaterlandes zeigt sich ein Kern der Freude und des Friedens“, und wie freute sich Tobler, als Dierauer zu den bisherigen Dokortiteln im Jahre 1917 noch einen weiteren erhielt. Launig bemerkte er: „... Zum Glück haben Sie eine grosse Wohnung, in der für die zahlreichen Doktorhüte genügend Platz ist.“ Und unterm 14. Januar 1919 schrieb Professor Tobler dem Verfasser dieses Nekrologes: „Dierauer hat nun 4 Ehrendoktoren. Diese Anerkennung freut mich riesig; der Papst hat nur eine dreistöckige Tiara, Dierauer übertrumpft den

heiligen Vater um ein Stockwerk.“ An der Jahresversammlung der Schweizerischen Geschichtsforscher in Langenthal im Herbst 1919 hatten die beiden Freunde einander zum letzten Mal gesehen „Dort sassen Dierauer und ich ein paar Stunden nebeneinander, still vergnügt. Wir hatten einander nicht mehr viel zu sagen. Dann nahmen wir Abschied — für's Leben.“

Gustav Toblers Treue zu seinem ~~um~~ zehn Jahre älteren Bruder, Dr. h. c. Alfred Tobler: Das war eine Freundschaft, fest geschmiedet für das ganze Leben. So grundverschieden sie nach ihren Anlagen waren — der eine ganz Optimist, der andere mehr Pessimist — eine Einheit bildeten sie doch. Gustav Toblers Humor und Witz! Es sprühte nur so in seinen Briefen, deren Lektüre hohen Genuss bot. Und wie konnte er wettern gegen die Vergnügungssucht. Er beurteilt sie in einem seiner Briefe mit feiner Ironie: „Was die Leute im Appenzellerland an Konzerten, Theatern und Bällen und Fresshaftem alles leisten, ist grossartig. Auch hier im Bernbiet herum festen sie, dass es nur so eine Art hat. Und dazu passt dann der Jammer wegen der Arbeitslosigkeit gar nicht gut. Aber so sind die Menschen.“ An anderer Stelle: „... Auch glustets mich, dass überall Strickberrenmost und Sauser zu haben ist, samt Biberfladen und Krautwürsten, letztere sogar mit musikalischer Begleitung“ „so, jetzt kommt der Zahnarzt, um den Zusammenbruch der Mittelstaaten so viel als möglich auszubessern“. Eine weitere Kostprobe seines köstlichen Humors: In einem seiner Briefe hatte sich ein „Tolggen“ festgesetzt. „Das ist das Produkt der neuesten Erfindung des 20. Jahrhunderts, der Füllfeder. Aber jeder Tolggen stimmt mich immer freudig, er erweckt in mir Jugendstimmung, ich glaube dann, dass ich mindestens 54 Jahre jünger sei und noch in der Häfelischule sitze“. In einer sarkastischen Anwendung schreibt er einmal: „dass wir Appenzeller bei den Wahlen lauter Mordskerli sind, das hat man wieder gesehen, Eitelkeit und Krähwinkelei treiben da sonderbare Blüten. Man müsste eigentlich *für* das Frauenstimmrecht sein, denn dümmmer als unter der Herrschaft der Männer kann es doch nicht herauskommen.“

Aber auch seine Bescheidenheit kam in Gustav Toblers Briefen zum Ausdruck. Wie er seinen Namen einmal in der Heidener Zeitung entdeckt, setzte er sich flugs hin und

schreibt dem Redaktor: „Was Tüfels kommt Ihnen in den Sinn! Jetzt könnte ich hochmütig werden, wenn ich das Zeug hätte, es zu sein. Zum Glück aber kenne ich mich gut genug und weiss, was für ein bescheidenes Lichtlein ich bin. Immerhin freute mich herzlich Ihre freundschaftliche Gesinnung“ In der Wahl des Schreibpapiers war unser Professor nie wählerisch. Es kam ihm gar nicht darauf an, seine Epistel auf Verlobungsanzeigen, Preiskurants, Bankformulare u. dgl. zu schreiben, und als er einmal die Antwort auf einen seiner originellen Briefe mit Zimmermannsblei auf einer Dachsindel geschrieben erhielt, meinte er fröhlich: „Ich freue mich, an Ihnen einen gelehrigen Schüler zu haben.“

Gustav Tobler als Lehrer. Einer seiner Schüler schreibt: „Und dann der Vortrag! Das sprudelte hervor, wie ein frischer Bergbach, das fuhr dahin in einer erfrischenden Lebendigkeit und Saftigkeit, und das war überragt von einem köstlichen, souveränen Humor.“ Dr. M. Bühler, ein Freund Toblers, sagt im „Bund“: „Man frage Toblers Schüler, sie werden ihn alle mit Begeisterung und Verehrung nennen. Frei und sicher in seinen Anschauungen, überzeugend und hinreissend im Wort, tief verankert im geschichtlichen Wissen, war er ein Professor, von dessen Lehrstuhl die Lichter ausstrahlten und von den Schülern, die um ihn versammelt waren, ins Land hinaus getragen wurden. Es waren ihrer viele, diese Hörer, die Jugend beider Geschlechter drängte sich zu ihm ins Kolleg, um Kopf und Herz an seinem Wissen und vaterländischen Sinn zu entzünden. Seine Lehre und sein Beispiel wirken nach im gegenwärtigen und kommenden Geschlecht.“ Von Professor Gustav Tobler darf ruhig behauptet werden: Er war ein Lehrer von Gottes Gnaden. Die Stärke und Geschlossenheit seiner Persönlichkeit wirkten nachhaltig auf seine Schüler ein. „Sein schweizergeschichtliches Kolleg war“, so rühmt ihm ein Schüler nach, „ein wahres Muster von Klarheit, Gedrängtheit, Zielbewusstheit und Lebendigkeit. Die Geschichte war für ihn Leben, nicht totes Wissen; sie war für ihn aber auch Bekenntnis — Bekenntnis des Mannes und vornehmlich des Schweizers.“ Gerold Meyer von Knonau, der zürcherische Geschichtsschreiber, nennt seinen einstigen Schüler Gustav Tobler „einen vorzüglichen akademischen Lehrer, der zu den erfreulichsten Erscheinungen zählte, die jemals, zuerst als Lernende und

dann als Lehrende, unsere schweizerischen Universitäten geschmückt haben.“

Und wie eng verwachsen war Professor Tobler mit seiner Universität, deren Blühen und Gedeihen ihm allzeit Herzenssache war. Rektor Schulthess führte am Grabe Toblers aus, wie er fünfzehn volle Jahre als Rektoratssekretär eine wahre Unsumme entsagungsvoller, nützlicher Arbeit geleistet habe, nicht weniger auch als Verwalter des Universitätsarchivs, und wie er dieser zeitraubenden Arbeit auch dann treu blieb, als die Reihe an ihn kam, die höchste akademische Würde zu bekleiden, die er ausschlug. „Professor Gustav Toblers Wirksamkeit wird in den Herzen der Hochschullehrer Berns unvergessen sein und mit unvergänglichen Lettern in der Chronik der Alma mater bernensis eingezeichnet bleiben.“

Ganz unvollkommen aber wäre das Bild Professor Toblers, wenn hier nicht auch noch seine wissenschaftliche Betätigung gewürdigt würde. In seinem Nachlass fand sich aus seiner Feder eine Zusammenstellung seiner Arbeiten auf historischem Gebiete, ein überaus stattliches Verzeichnis von 7 Druckseiten, in der Zeitschrift für Schweizergeschichte abgedruckt, worin jedoch die überaus fruchtbare und wertvolle Tätigkeit Toblers als Rezensent von Neuerscheinungen aus dem Gebiete der Geschichte in Zeitschriften und Zeitungen nicht berücksichtigt werden konnte. Ueber 200 Einzelpublikationen enthält dieses Verzeichnis; ein Lebenswerk, das Respekt einflösst. Wer es aufmerksam durchgeht, der wird die Wahrnehmung machen, dass Toblers wissenschaftlich-historische Arbeiten in ihrer erdrückenden Mehrheit der Aufhellung der Geschichte des Kantons und der Stadt Bern gewidmet sind, und dass innerhalb dieses Rahmens wieder zwei Linien hervortreten, auf denen er sich als Forscher mit Vorliebe bewegt hat: Die Untersuchungen der literarischen, namentlich der chronikalischen Ueberlieferungen und zum Teil im Zusammenhang damit: Die Biographie. (Rudolf Thommen in den „Basler Nachrichten“). Gleich schon die erste Arbeit, mit der sich der künftige Historiker einführte, war ein vorzügliches Werk. Es ist seine Dissertation: „Die Beziehungen der schweizerischen Eidgenossenschaft zu den deutschen Reichsstädten zur Zeit der Städtebünde 1385—1389“. Als die Stadt Bern im Jahre 1891 ihre Gründungsfeier auch durch ein Centenarbuch besiegelte, gab Gustav Tobler eine geradezu

mustergültige Darstellung der Berner Geschichtsschreibung. Sein Hauptwerk aber war, ist und bleibt die Herausgabe der „Chronik des Diebold Schilling“, die die Jahre 1468 bis 1484, also die für die ganze Eidgenossenschaft, aber vor allem für Bern so ungemein wichtige Periode der Burgunderkriege umfasst. Die letzte grössere Arbeit Gustav Toblers war die Herausgabe der „Akten zur Geschichte der bernischen Reformation 1521—1532“, gemeinsam mit seinem Freunde Prof. Dr. Steck. Die Vollendung dieses Werkes erlebte leider Professor Tobler nicht mehr. Zur 13. und 14. Lieferung desselben hat der Schwerkranke die letzte Korrektur besorgt.

Und was wäre nicht alles zu schreiben über Gustav Toblers Beziehungen zur Presse. Auch auf diesem Gebiete war seine Produktivität eine erstaunlich grosse. Er hätte ganz entschieden das Zeug zu einem Berufsjournalisten gehabt. Wie blitzte etwa der Schalk durch die Druckzeilen in seinen fröhlichen Feuilletonartikeln, welch hohen Genuss boten seine patriotischen Leitartikel zu vaterländischen Gedenktagen, und wie fein und pietätvoll verstand er es, Nekrologe zu verfassen.

Wiederum ein Kapitel für sich gäbe sein mannhaft, unerschrocken, allzeit mit offenem Visier gekämpfter Kampf gegen das „Doktorswindeltum“. Da konnte unser Professor scharf und kantig werden und mit kaustischem Witz und mit Ironie dreinfahren.

Gustav Tobler war alles eher als ein Vereinsmeier, dazu stand er geistig viel zu hoch; wo er aber mitmachte, namentlich in wissenschaftlichen Gesellschaften, da war er mit Leib und Seele dabei. So war er während 41 Jahren angesehenes Mitglied der Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. „Was für ein Genuss es war, Tobler als Vortragenden zu hören“, schreibt Meyer von Knonau, „können die Besucher der in Trogen und in Zug abgehaltenen Jahresversammlungen bezeugen“. Das bezeugen auch die Heidener Geschichtsfreunde, vor denen er einst einen lichtvollen Vortrag gehalten.

Aber auch das Familienleben eines solchen in sich gefestigten Charakters muss uns ansprechen. Was er seiner treuen Gattin, seinen Kindern war, das wissen sie selbst am besten. Sie verehrten und liebten ihn als ihren besten Freund, der sich daheim am wohlsten fühlte.

Schwere Schicksale blieben auch diesem getreuen Eckart nicht erspart. Eine schleichende Krankheit verzehrte langsam seine Kräfte, aber der Geist blieb immer noch frisch, und hell das Auge. Der schwerste Tag in Professor Toblers arbeitsreichem Leben war wohl der Tag, an dem er seine Demission als Professor der Universität einreichte. Es ging einfach nicht mehr. Merligen am Thunersee war seine letzte Station, dort hatte er sich sein Tuskulum geschaffen, allwo er sein *otium cum dignitate* zu verbringen hoffte. Die letzten Jahre seines Lebens wurden ihm zur *Via dolorosa*.

In scharf umrissener Deutlichkeit steht das Bild des lieben Freundes Gustav Tobler vor dem geistigen Auge dessen, der ihm aus Dankbarkeit diesen Nekrolog widmet. Am 4. Dezember 1920 sahen wir uns zum letzten Mal. Da sass die kleine, müde, gebrechliche Gestalt des Herrn Professors vor dem Schreibtisch, rings umgeben von seinen Büchern. Es war ein unvergessliches Stündchen da drinnen in der schönen, stillen Klausur. Kein Wort der Klage kam über die Lippen des Schwerkranken; er sprach von der Heimat; er winkte dem Scheidenden sein Lebewohl zu . . . Vorüber . . .

Im Frühjahr verschlimmerte sich der Zustand des Leidenden zusehends, eine Lungenentzündung kam hinzu und zehrte den kärglichen Rest seiner Kräfte noch vollends auf. Sein „Schlussexamen“, wie es der Sterbende selber nannte, hat er gut bestanden, als ein Held und Weiser, der dem Tode ruhig ins Auge sah. In der Morgenfrühe des 9. Juli 1921 war der letzte Kampf ausgekämpft. Er selbst, dem dieser Nachruf gilt, hat es einst am Sarge eines Kollegen ausgesprochen: „Ein milder Stern ist leise niedergegangen. Trauernd blickt das Auge nach der dunkeln Stelle, wo er so schön geleuchtet.“ Dies Wort trifft auch auf Professor Tobler zu, den der Tod von langen Leidensjahren erlöste, dem er die Feder aus der unermüdlichen Hand genommen, die so fleissig, klar und wahr Schweizergeschichte geschrieben.

In Bern, wo er so viele Jahre gewirkt, wurde das, was sterblich war an ihm, von den reinigenden Flammen verzehrt Es war der Hochzeitstag des Verstorbenen. Sein treuer Freund, Prof. Dr. Karl Marti, hielt die tiefempfundene Abdankungsrede; Prof. Dr. Richard Feller, der einstige Schüler und nunmehrige Nachfolger Toblers, dankte dem Toten, und

im Namen der Universität entbot deren Rektor dem Kollegen den letzten Gruss.

Professor Dr. Gustav Tobler ist doch ein Glückskind gewesen. Nehmt alles nur in allem: er war ein Mann. Sein Bild wollen wir treu bewahren als das eines echten Sterns, der in reinem Lichte ruhig seine Bahn ging und vollendete. Das Gedächtnis des Tüchtigen wird in Ehren bleiben. Den Kranz reichen Verdienstes hat er mit ins Grab genommen. Dank dir, du Getreuer, für all das, was du uns gewesen, was du uns noch bist, und was du uns bleiben wirst.
